

sönlichkeit. Gerade im „Betrieb Kirche“ geht es um die Menschen und ihre Entwicklung, das verlangt nach Führung im Partnerschaftsverhältnis.<sup>15</sup> Unter der Perspektive gelingender Kooperation sind unter anderem in folgenden Bereichen Konsequenzen zu fordern:

Aus der Sicht des Dienstgebers liegt ein Dilemma der Kooperation in der Spannung von notwendiger Führung und Koordination einerseits und der Autonomie (vor allem hochgebildeter) MitarbeiterInnen andererseits. Die institutionelle Antwort auf dieses Dilemma liegt gerade in einem „Tendenzbetrieb“ wie der Kirche in der Orientierung der MitarbeiterInnen an der institutionellen Leitidee und der dialogischen (und begleiteten) Arbeit daran. „Wirkliche Koordination ist nur mental möglich: Kooperation beginnt im Kopf.“<sup>16</sup>

Von den Verantwortlichen in den verschiedenen Bereichen der kirchlichen Dienste ist die Wahrnehmung von Führungsverantwortung gefordert: Präzise Stellenbeschreibungen und Anforderungsprofile können die Unsicherheit bezüglich beruflicher Rollen vermindern; Führung durch Zielvereinbarung bewirkt Transparenz hinsichtlich der erwarteten Leistungen; Laufbahnplanung und Beratung stellen langfristige berufliche Perspektiven sicher. Werden solche Aufgaben konsequent wahrgenommen, bedeutet dies mehr Klarheit für die MitarbeiterInnen, weniger Konkurrenzangst untereinander und damit konfliktfreiere Kooperation.

Gelingende Kooperation ist keine Frage der Über- oder Unterordnung und kann auch nur bis zu einem bestimmten Maß geplant oder organisiert werden. Sie wird letztlich am besten gelingen, wenn kompetente Menschen für den eigenen beruflichen Ort den Sinn und Zugewinn von Zusammenarbeit entdecken können. Diesem Ziel nahezukommen, ist eigenverantwortliche Aufgabe der MitarbeiterInnen wie auch Auftrag der Institution und ihrer Leitung.

<sup>15</sup> Vgl. Ewald Berning, Kirche und Planung. Die Frage nach der theologischen Relevanz von Theorie und Praxis außerkirchlicher Planung, Frankfurt/M. 1976, 219.

<sup>16</sup> Karl Berkel, Von der Führungstechnik zur Führungsethik. Denkanstöße zur Unternehmens- und Personalführung, in: Friesl, Neue Perspektiven, 176–194, 191.

## Veronika Prüller-Jagenteufel

### „Der Einbruch der Frau in die Seelsorge“

Ein pastorales Berufsfeld für zwei Geschlechter?

„Einbruch der Frau in die Seelsorge“ – so beschrieb Dr. Hildegard Holzer, Gründerin und langjährige Leiterin der österreichischen Ausbildungsstätte für Seelsorgehelferinnen<sup>1</sup>, die Entwicklung von pastoralen Laienberufen, die in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts mit Frauen begann. Unter der Fragestellung des *Zueinander* von pastoralen Berufen erscheint die Geschichte dieser Berufe zunächst als Versuch, das eine pastorale Berufsfeld auf die beiden Geschlechter zu verteilen. Die Trennlinie von Klerus und Laien im Seelsorgeberuf war über lange Zeit auch die Trennlinie zwischen Männern und Frauen in der pastoralen Arbeit, die Abgrenzung von Tätigkeiten und Verantwortungen verlief auch entlang der üblicherweise Männern und Frauen zugeschriebenen Arbeitsbereiche. Erst das Auftreten von männlichen Laien im Seelsorgeberuf bzw. die Entwicklung des vorwiegend männlichen Berufs der akademischen PastoralreferentInnen bringt die Frage nach dem *Zueinander* dieser Berufe auf eine neue Ebene. Dennoch bleibt auch heute noch die Frage des Geschlechts mitentscheidend für die Positionierung im pastoralen Berufsfeld.

#### Die Pastoral wird vielfältiger

Die hauptamtliche Tätigkeit von LaiInnen in der Pastoral beginnt also mit Frauen, denen unter der Bezeichnung Seelsorgehelferin ab etwa 1910 von fortschrittlichen Großstadtpfarrern die Möglichkeit eröffnet wurde, nicht nur ehrenamtlich, sondern hauptberuflich sich in den Dienst der Seelsorge zu stellen.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Die Seelsorgehelferinnen waren die direkten Vorgängerinnen der GemeindeferentInnen in Deutschland, in Österreich der sog. nicht-akademischen PastoralassistentInnen. Das angesprochene „Seminar für kirchliche Frauenberufe“ wurde 1945 in Wien gegründet. Im vorliegenden Beitrag verwende ich vorwiegend Material aus meinen Forschungen zur Geschichte der Seelsorgehelferinnen in Österreich.

<sup>2</sup> Vgl. zur beschriebenen Entwicklung: Markus Lehner, Zwischen den Stühlen – Laie im Hauptberuf, in: ThPQ 142. Jg. (1994) 2, 137–144, sowie Christiane Bender u. a., Machen Frauen Kirche? Erwerbsarbeit in der organisierten Religion, Mainz 1996, 141–231.

Den historischen Hintergrund dafür bilden die rasante Urbanisierung und Industrialisierung, mit ihren „Nebeneffekten“, der Arbeiterfrage, der sozialen Not, der Individualisierung etc., die insbesondere die Seelsorge in der Großstadt vor neue Herausforderungen stellten. Die überkommenen Seelsorgeformen, die auf geschlossene Sozialmilieus abstellten, in denen kirchliche Traditionen selbstverständlich lebendig waren, mußten nun durch neue Formen der Individualseelsorge ergänzt werden. Der Wiener Pastoraltheologe Heinrich Swoboda plädierte bereits 1911 für eine radikale Neuorientierung der Seelsorge.<sup>3</sup> Die „Komm-Struktur“ des kirchlichen Handelns wollte er durch eine „Geh-Struktur“ ersetzen, die sich zu den Menschen aufmacht, um ihnen in ihren ganz konkreten Nöten ebenso zu begegnen wie in ihren spirituellen Fragen.

Das hier aufbrechende Seelsorgeverständnis geht nun weit über Gottesdienst und Katechese hinaus und bezieht eine Fülle von Tätigkeiten in die Seelsorge mit ein: Neben Standesseelsorge für Kinder, Jugendliche, Frauen und Männer, Religionsunterricht, Vorbereitung auf die Sakramente u. a. gehören nun vor allem die Caritasarbeit und Hausbesuche als direkte Kontaktaufnahme dazu. Seelsorge wird zur ganzheitlichen Heilssorge der Kirche, die den Menschen entgegenkommt. Zugleich wird das kirchliche Leben, das in Kongregationen, Vereinen und Bewegungen quasi ausgelagert gewesen war, als eigentliches Handeln von Kirche selbst wieder stärker an die Pfarre rückgebunden.

### *Eine Pastoral von zwei Geschlechtern*

#### Priesterhilfe und Laienapostolat

Angesichts der neuen Fülle von Tätigkeiten war der Klerus allein allerdings klar überfordert. So entstand im Aufeinandertreffen von neuen Wegen in der Seelsorge und einer dafür zu geringen Anzahl von Priestern die Rede von Laienapostolat und in der Folge von Seelsorgehilfe. Bei den Seelsorgeaufgaben wurde nun unterschieden zwischen solchen, für die die Priesterweihe nötig ist, und solchen, die als „Vorseelsorge“ auch von LaiInnen getan werden können. In einem

<sup>3</sup> Heinrich Swoboda, Großstadtseelsorge. Eine pastoraltheologische Studie, Regensburg 2<sup>1911</sup>.

Dokument aus den frühen 40er Jahren liest sich das so:

*Zur Erfüllung der Gegenwartsaufgaben einer größeren Pfarre gehören eine ganze Reihe von Obliegenheiten, zu deren Ausführung es einerseits nicht der priesterlichen Weihe bedarf, die aber den Priester stark belasten und ihn der eigentlichen Seelsorge entziehen.*<sup>4</sup>

Neben dieser Zuordnung zur Priesterhilfe waren die hauptberuflichen Seelsorgehelferinnen aber auch das Verbindungsglied zu den ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Durch ihre Arbeit sollten sie dazu beitragen, die allgemeine „Berufung und Weihung“ aller zum Apostolat zur Geltung zu bringen.<sup>5</sup> Gerade in dieser Zwischenstellung repräsentierten sie das herausziehende neue Kirchenbild, das Apostolat und Seelsorge, Kirche-Sein insgesamt, nicht mehr als Sache der Kleriker allein sah. Die Frage allerdings, ob diese neuen hauptamtlichen „Nicht-Priester“ nun aber zu den Laien oder zum Klerus zu zählen sind, stellte sich schon in den Anfängen des laikalen Seelsorgeberufs.<sup>6</sup> Diese Zwischenstellung, die sich einer klaren Zuordnung entweder zum Klerus oder zum Kirchenvolk verweigerte, hat bis heute einen guten Teil der verändernden Kraft dieses Berufes ausgemacht.<sup>7</sup>

#### Als Frauen in der Seelsorge

Neben diesem Zugang aus dem angesichts des Priestermangels ins Bewußtsein gelangten Laienapostolat kommt allerdings einer anderen Begründung des Berufes der Seelsorgehilfe entscheidende Bedeutung zu: der Betonung einer fraulichen Eigenart. Vor allem mit dem im Rahmen des traditionellen Konzepts des Geschlechterverhältnisses angesiedelten Argument, als *Frauen* in der

<sup>4</sup> Schriftstück „Die Aufgaben der hauptamtlichen Seelsorgehelferinnen und ihre Schulung“, undatiertes Original, ohne Autor/in, Diözesanarchiv Wien, Bestand Dr. Karl Rudolf, Karton 113, Mappe 3.

<sup>5</sup> Vgl. ebd.

<sup>6</sup> Vgl. Lehner, Zwischen den Stühlen, 141. Lehner verweist auf die bereits nach 1910 zu hörenden Argumente, daß Laien, die mit Seelsorgearbeit betraut und dafür bezahlt werden, keine Laien mehr seien, sondern zu den Klerikern zu zählen wären.

<sup>7</sup> Vgl. Veronika Prüller-Jagenteufel, Die linke Hand vom Pfarrer? Pastorale Laienberufe als kirchliche Reformkraft, in: Christian Friesl (Hrsg.), Christsein als Beruf. Neue Perspektiven für theologische Karrieren, Innsbruck 1996, 53–70.

Seelsorge nötig und unersetzbar zu sein, konnten die Seelsorgehelferinnen ihren Platz erobern. Dr. Hildegard Holzer berichtete von einem Gespräch mit dem Pastoraltheologen Michael Pfliegler Anfang der 30er Jahre, in dem dieser betonte, die Kirche bleibe der Welt etwas schuldig, wenn Seelsorge nur von Männern gemacht werde.<sup>8</sup> Theologisch wurde dabei auch an die urkirchliche Bedeutung der Frauen angeknüpft. So wurde in der Seelsorgehilfe zugleich eine alte wiederbelebte Tradition als auch etwas qualitativ Neues erkannt.

*War es die durch den Priestermangel hervorgerufene Notwendigkeit der verstärkten Mitarbeit des Laien allein, die . . . bewogen hatte, die Schule [das Seminar für kirchliche Frauenberufe in Wien] zu gründen? Gewiß war damals dies der nächstliegende Grund, er stellte die mehr nach außen hin sichtbare Notwendigkeit dar. Vielleicht . . . ist damit im kirchlichen Bereich etwas für unsere Zeit Neues aufgebrochen. Der Beruf der Seelsorgehelferin ist die Wiederaufnahme eines kirchlichen Amtes, das in den christlichen Anfängen den Frauen übertragen war.*<sup>9</sup>

#### Weiblichkeit als ambivalente Strategie

Einen spezifisch weiblichen Zugang zu den Aufgaben in der Seelsorge zu behaupten, war jedoch eine durchaus ambivalente Strategie. Einerseits gelang es den Frauen damit, eine eigene Verankerung ihres Berufes zu finden, in der sie weder allein vom Klerus abgeleitet noch als vorübergehende Zeitererscheinung während der Dauer des Priestermangels angesehen werden konnten. Als Frau zum Dienst in der Kirche berufen zu sein, dem durch die Konzentrierung auf den männlichen Klerus das Frauliche fehlt, definierte eine absolute, unbedingte Notwendigkeit eines weiblichen Seelsorgeberufes.

Inhaltlich gefüllt wurde dieser Bezug auf das Frauliche entlang des traditionellen Geschlechterkonzeptes – durchaus auch von den Frauen selbst. So erzählen ehemalige Seelsorgehelferinnen, daß sie sich als Mütter ihrer Gemeinden verstanden und sich eine

besondere Befähigung etwa zur Sorge für andere, zum Herstellen einer lebensfrohen Atmosphäre oder zur Pflege von Beziehungen zuerkannten.

Nun war aber mit diesem Anknüpfen an die gängigen Rollenkonzepte von Frauen und Männern auch die Wiederholung der üblichen Bewertung des weiblichen Parts als des weniger bedeutsamen, als Zuarbeit, als nicht eigenständig, als nachgeordnet und weisungsgebunden etc. mitgegeben. Dementsprechend schwierig war es, der Arbeit der Frauen in der Seelsorge offizielle Anerkennung und strukturelle Absicherung zu verschaffen. So ist die Geschichte der Seelsorgehelferinnen auch eine Geschichte des Ringens um gerechte Bezahlung und geregelte Arbeitszeit, um Anerkennung durch Pfarrer und Kirchenleitung sowie in den Gemeinden.

Ringens um Absicherung und Anerkennung Die Pionierinnen hatten „keine klaren Arbeitsverhältnisse, keine Gehaltsregelung“<sup>10</sup>. Zunächst mußte also erst einmal Verständnis dafür erreicht werden, daß diese Frauenarbeit etwas kosten sollte. Hildegard Holzer berichtete, daß das Anliegen der Seelsorgehilfe zwar von vielen Priestern unterstützt wurde und der Einsatz der Frauen durchaus gefragt war, „nur kosten darf es nix“. Sie erinnerte sich an die „dumme Frage: ‚Ja wozu brauchen denn die ein Gehalt?‘. (. . .) Die Frauenarbeit war immer was, das umsonst und aus Opfermut da war. ‚Wozu brauchen die ein Gehalt; wir stellen ihnen ein Zimmer zur Verfügung, ein schönes oder schlechtes, und sie können im Pfarrhof mitessen, wozu brauchen s’ dann noch ein Gehalt?‘ Nach dem Zweiten Weltkrieg noch konnten im Ernst Männer so etwas sagen.“<sup>11</sup>

Immer wieder wurde an die Frauen auch die Anforderung herangetragen, einen Gutteil der Arbeit in der Pfarre ehrenamtlich zu leisten.<sup>12</sup> „Auch bei der Bezahlung hat er [der Pfarrer] gesagt, ‚Bezahlt werden Sie nur für

<sup>8</sup> Mit Hildegard Holzer habe ich im Herbst 1994 ausführliche Interviews gemacht. Sie werden in der Folge als „Holzer, Interview“ mit Kennzahl zitiert.

<sup>9</sup> Artikel „Das Seminar für kirchliche Frauenberufe“ von Rosa Kneidinger, einer Absolventin des Seminars, keine Quellenangabe, ca. 1948, Archiv des SKB.

<sup>10</sup> Martin Fritz, Die Frau erwacht in der Kirche. Zur Geschichte und Spiritualität des Berufes der Seelsorgehelferinnen, in: Rainer Birkenmaier (Hg.), Werden und Wandel eines neuen kirchlichen Berufes. Sechzig Jahre Seelsorgehelferinnen/Gemeindefereferent(inn)en, München 1989, 8–18, 11.

<sup>11</sup> Holzer, Interview 3/14. bzw. 7/48.

<sup>12</sup> Vgl. zur Diskussion dieser bis heute virulenten Problematik u. a. Lehner, Zwischen den Stühlen.

die Kanzleistunden. Aber die Kinderstunden muß man aus Ideal machen'.<sup>13</sup> Gerade an diesem Erlebnis einer Seelsorgehelferin wird präzise deutlich, welches neuen Blicks auf die Seelsorge es bedurfte, um sie überhaupt als zivilen Beruf wahrnehmen zu können. Die Kanzleiarbeit konnte wie ein „normaler“, aus dem Profanbereich bekannter Beruf behandelt werden, in dem für die in einem bestimmten Zeitausmaß geleistete Tätigkeit Gehalt bezahlt wird. Die „Kinderstunden“, also die eigentlich seelsorgliche Arbeit, sollte als Berufung verstanden werden, deren Erfüllung als nicht in Geld umrechenbar erschien. Auch das Priestertum wurde ja nicht in diesem Sinne als Brotberuf gesehen.

So entwickelte sich auch erst allmählich die für Berufe im gesellschaftlichen Sinn typische Trennung von Arbeitszeit und Freizeit. Für viele der Seelsorgehelferinnen war der Beruf ihr Leben und ihr Leben der Beruf.

„Ich muß heute sagen, es wäre gut gewesen, mich etwas besser abgrenzen zu lernen . . . Für mich. Die Jugendlichen haben immer gesagt: ‚Bei dir hat man immer das Gefühl, Hobby und Beruf geht total ineinander.‘ Und das stimmt auch, bis zu einem gewissen Grad. Bis vor zehn Jahren war das so. Aber mit zunehmendem Alter habe ich gemerkt, wenn ich mich besser abgrenzen könnte, wäre das auch schön. Weil ich manchmal zu kurz komme.“<sup>14</sup>

„Und ich war mit der Pfarre verheiratet. Ich hätte keine Zeit für ein Privatleben gehabt.“<sup>15</sup> Die Verschmelzung von Leben und Beruf machte den Frauenberuf in der Seelsorge auch zu einer zwingenden Alternative zu Ehe und Familie. Die Seelsorgehelferinnen waren unverheiratet, was unter anderem mit der praktischen Unmöglichkeit argumentiert wurde, zugleich diesen Beruf mit vollem Engagement und eine junge Familie zu leben. Bis heute sind die Zerreißproben zwischen Beruf und Familie, in die in der Seelsorge tätige LaiInnen oftmals geraten, ein ungelöstes Problem. „Es ist nie wirklich, auch von den Amtsträgern, durchdacht wor-

den, wie kann das gehen auch mit Familie, wo kann ich abgrenzen lassen.“<sup>16</sup>

Obwohl also die Seelsorgehilfe entlang der evangelischen Räte in deutlicher Parallelität zum geistlichen Beruf<sup>17</sup> konzipiert war, fiel es vielen Klerikern offenbar nicht leicht, mit den Frauen fruchtbar zusammenzuarbeiten. Konkurrenz und ein gewisses Bemühen, das Machtgefälle immer sichtbar zu halten und zu bestätigen, spricht aus vielen Erzählungen von Seelsorgehelferinnen. Oftmals sind es erschütternde Geschichten von Demütigungen und Despotie.

### Zwischenbilanz

Trotz der genannten Schwierigkeiten läßt sich das Fazit ziehen, daß die Seelsorgehelferinnen das „Monopol“ des Klerus auf die Seelsorge aufsprangen. Seelsorge wurde zum Berufsfeld für beide Geschlechter. Das wurde durch eine duale Konzeption von Geschlechterdifferenz unterstützt, in der Männer und Frauen spiegelbildliche, unterschiedliche Fähigkeiten und Eigenschaften zugeschrieben werden. Zugleich förderte gerade diese Legitimation der laikalen Seelsorgearbeit über das Frausein ihre Unterordnung und Klassifizierung als „Zuarbeit“ und „Hilfe“. Dennoch wurde erst auf dem von den Seelsorgehelferinnen bereiteten Boden eine weitere Entwicklung und fortschreitende Professionalisierung aller pastoralen Laienberufe möglich.

Zu beachten ist, daß hier Männer zunächst nur als Kleriker in den Blick kamen bzw. die Spannung Klerus – Laien mit der Spannung Mann – Frau gleichgesetzt wurde. Als auch männliche Laien in pastorale Berufe vorstießen, hat sich dementsprechend die Fragestellung um diese Berufe noch einmal spürbar verändert bzw. verschärft. Die Probleme des unterschiedlichen Zugangs zu Macht und Letztverantwortung von Klerus und Laien konnten jetzt erst als solche auftreten; bislang waren sie im Rahmen des traditionellen Geschlechterkonzepts, das die männliche Vormachtstellung akzeptierte,

<sup>16</sup> Ebd.

<sup>17</sup> Vgl. Else Ephrem Lau, Ordensfrauen und Laienchristinnen als Mitarbeiterinnen in der Kirche, in: Concilium 23 [1987], 492–495. Lau weist auf die Schwierigkeiten hin, die dadurch entstehen, daß Laiinnen an einem verzerrten Ordensideal gemessen werden.

<sup>13</sup> Aussage aus den Interviews mit Seelsorgehelferinnen, geführt 1995 im Rahmen des Projekts „Christsein als Beruf – Die Absolventinnen und Absolventen des Seminars für kirchliche Berufe“.

<sup>14</sup> Ebd.

<sup>15</sup> Ebd.

nicht wirklich wach geworden. Für die Frauen in den pastoralen Berufen stellt sich seither nicht nur die Frage des Zueinanders mit den Klerikern, sondern auch mit ihren männlichen Laienkollegen.

### *Pastorale Berufe für Männer und Frauen*

Seit der Zeit des 2. Vatikanischen Konzils, das theologisch eine deutliche Aufwertung der seelsorglichen Tätigkeit von Laien mit sich brachte, beschleunigte sich der Prozeß der Professionalisierung und Ausdifferenzierung pastoraler Berufe.<sup>18</sup> In Deutschland erlangten die GemeindereferentInnen, wie die Seelsorgehelferinnen dort nun genannt wurden, mit dem Fachhochschulabschluß eine höhere Qualifizierung.<sup>19</sup> Die seit den späten 60er Jahren häufiger auftretenden LaientheologInnen begründeten einen neuen Berufsstand. Dazu kam das Anwachsen von beruflichen Möglichkeiten in der sogenannten kategorialen Seelsorge, die seit den 70er Jahren stark ausgebaut wird. Waren die Seelsorgehelferinnen fast ausschließlich in der Gemeindegeseelsorge eingesetzt, gab es nun eine größere Bandbreite und stärkere Spezialisierung.

Insbesondere die akademisch ausgebildeten PastoralreferentInnen (in Österreich ebenfalls PastoralassistentInnen genannt) erreichten mehr Eigenverantwortung und weiterreichende Gestaltungsmöglichkeiten in ihrem Beruf. Sowohl die den Priestern gleichwertige Ausbildung als auch die Tatsache, daß es sich hierbei mehrheitlich um Männer handelte und somit eine Abwertung nicht mehr geschlechtlich legitimiert werden konnte, erschwerte die Abdrängung ihrer Arbeit in untergeordnete Bereiche. Durch den fortschreitenden Priestermangel drängten die LaiInnen in immer mehr Kernbereiche der Seelsorge bis in teilweise oder de facto übertragene Leitungsfunktionen vor.

Dennoch ist es nach wie vor schwierig, ein wirklich eigenständiges Berufsprofil für LaiInnen in der Pastoral zu entwickeln. In der Praxis, insbesondere in der Gemeindepraxis, in der zahlenmäßig die meisten LaiInnen beschäftigt sind, verschwimmen die Berufsbilder und Berufsfelder. Es gibt ins-

besondere zwischen GemeindereferentInnen und PastoralreferentInnen bzw. zwischen PastoralreferentInnen und Priestern häufig Überschneidungen. Bis auf die aufgrund der Weihe den Priestern vorbehaltenen Aufgaben sind Tätigkeits- und Verantwortungsbereiche der pastoralen Berufe kaum klar voneinander abzugrenzen.

In einer geschlechtsspezifischen Perspektive zeigt sich allerdings, daß nach wie vor ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal der verschiedenen pastoralen Berufe das Geschlecht ist, und das nicht nur aufgrund der Unmöglichkeit für Frauen, das Priesteramt auszuüben. In dem besser bezahlten und mit mehr Eigenverantwortung sowie Gestaltungsmöglichkeiten ausgestatteten Beruf der PastoralreferentInnen finden sich mit ca. 2/3 Mehrheit Männer, in dem eher untergeordneten Beruf der GemeindereferentInnen allerdings fast 90% Frauen.<sup>20</sup> Die typischen Schwierigkeiten, denen Frauen im Berufsleben in der Gesellschaft allgemein aufgrund der gesellschaftlichen Arbeitsteilung und der weiterhin vorhandenen Rollenstereotype begegnen, spiegeln sich also auch in der Berufsstruktur der Kirche deutlich wider. In der Gesellschaft wie in der Kirche finden sich Frauen vor allem in den Berufen, die es ihnen, z. B. durch Teilzeitregelungen, ermöglichen, Beruf und Familie zu vereinbaren, oder die von der Art der Tätigkeit her stereotyp „weiblich“ erscheinen, also vor allem in der Sorge für das leibliche oder emotionale Wohl anderer bestehen. In der Gesellschaft wie in der Kirche bedeutet das den weitgehenden Ausschluß von Frauen aus beruflichen Führungsebenen, in denen volle Präsenz sowie strategische Planung und Durchsetzung erwartet werden. Christiane Bender und ihr Team kommen daher in ihrer Untersuchung der Berufssituation von Frauen in der Kirche anhand der Diözese Rottenburg-Stuttgart zu dem Schluß, daß sich die kirchliche Berufsstruktur weiterhin als „old-boys-network“ darstellt, das Frauen vorwiegend nach einem geschlechtsstereotypen „weiblichen“ Arbeitsvermögen zur Schatten- und Beziehungsarbeit beurteilt und ihnen kaum Aufstiegsmöglichkeiten bietet.<sup>21</sup>

<sup>18</sup> Vgl. *Bender*, *Machen Frauen Kirche?*, 197–209.

<sup>19</sup> In Österreich wurde die Bezeichnung PastoralassistentIn eingeführt. Eine Aufwertung der Ausbildung, die mit einem Fachhochschulabschluß vergleichbar wäre, wurde hier nicht erreicht.

<sup>20</sup> Die Zahlen stammen aus der Untersuchung von Christiane Bender u. a. über die Diözese Rottenburg-Stuttgart. Sie können allerdings als typisch für die allgemeine Situation angenommen werden (vgl. *Bender*, *Machen Frauen Kirche?*, 286–287).

<sup>21</sup> Vgl. *Bender*, ebd., 282–291.

Das Zueinander pastoraler Berufe ist also nach wie vor auch eine Frage des Zueinanders von Männern und Frauen in den pastoralen Berufen. Will die Kirche das Potential von Laien, Frauen und Männern, in der Seelsorge wirklich nutzen, muß sie die Aufteilung des pastoralen Berufsfeldes entlang überrückommener Geschlechterrollenkonzepte weiter auflösen. Sicherster Weg dahin scheint die spezifische Förderung von Frauen zu sein, um den Frauenanteil an den Positionen mit Macht und Einfluß deutlich zu erhöhen. Nicht nur die „normale“ seelsorgliche Arbeit, sondern auch Verantwortung, Definitionsmacht und Gestaltungsmöglichkeiten sollten unter Frauen und Männern gerecht verteilt sein. Bis dahin muß die Diskussion um eine gelungene Abgrenzung der pastoralen Berufe voneinander auch unter einer geschlechtsspezifischen Perspektive geführt werden. Der „Einbruch der Frauen in die Seelsorge“ hat sein Ziel noch längst nicht erreicht.

## Johann Hafner und Regina Regenbrecht-Hafner

### Zur Berufszufriedenheit von Gemeindefereferenten<sup>1</sup>

*Über die Entwicklung der neuen pastoralen Berufe gibt es bereits eine Vielzahl pastoraltheologischer und dogmatischer Arbeiten, die vor allem das institutionelle Profil dieser Berufe diskutieren. Es liegen jedoch kaum quantitative Untersuchungen über das Selbstverständnis der Berufstätigen vor. Man kann den geringen Bewerber- und den hohen Ausscheidernzahlen nur vage Tendenzen entnehmen. Auf Mitarbeitertagen kommen zuweilen ungebremst Kirchenfrust und Berufsunzufriedenheit zum Vorschein. Es meldet sich Bedarf nach Artikulation. Eine empirische Untersuchung unter den Gemeindefereferenten der Diözese Augsburg will einen Beitrag dazu leisten.*

Die Umfrage fand im Juni 1994 mittels Fragebogen unter allen in der Diözese Augsburg tätigen Gemeindefereferenten statt.<sup>2</sup> 199 Per-

sonen wurde ein Bogen mit 3 offenen Fragen, 21 Multiple-choice-Fragen und 66 Aussagen zugesandt, zu denen der Zustimmunggrad gemäß einer standardisierten Skala (1 = „trifft völlig zu“ bis 5 = „trifft überhaupt nicht zu“) angegeben werden sollte. Pro Aussage wurde der durchschnittliche Zustimmunggrad und die durchschnittliche Standardabweichung errechnet. Beide Werte lassen sich mit dem Gesamtzustimmungsgrad von 2,63 bei positiv formulierten Aussagen (3,44 bei negativ formulierten Aussagen) vergleichen. Für weitergehende Folgerungen wurden Antwortgruppen herausgefiltert (d. h. alle Bögen, die auf inhaltlich verwandte Aussagen ähnlich reagieren) und deren Antwortverhalten auf bestimmte Fragen untersucht. Die Aussagen deckten neun Themenfelder ab, von den ersten Berufungserlebnissen bis zur jetzigen Gemeindefereferentsituation.

### Berufswahl

Fast alle Gemeindefereferenten stammen selber aus katholischem Milieu und rechnen dieser Tatsache ihre Berufswahl zu. Besondere kirchliche Ereignisse (wie Wallfahrten, Katholikentage, Jugendtreffen) oder datierbare spirituelle Erlebnisse haben kaum Einfluß. Daß jemand sich dazu entschlossen hat, Gemeindefereferent/in zu werden, liegt also in einem allgemeinen Interesse an Kirche und vor allem an der eigenen, meist ländlichen Pfarrei, die man als engagierter Jugendlicher attraktiv erlebt. Kaum jemand wollte gezielt Gemeindefereferent/in werden, das Vorwissen darüber war hierzu viel zu gering. Auch das Studium hat wenig zur Klärung des Berufsbildes beigetragen (3,17)<sup>3</sup> mit der Ausnahme des Gemeindefereferentpraktikums, das einmütig als beste Entscheidungshilfe gewertet wird (2,01). Mittels Merkmalsverknüpfung wurde eine Gruppe

den. Ein persönliches Begleitschreiben sicherte den hohen Rücklauf von 60% (112 Bögen). Eine ausführlichere Auswertung wurde im Sommersemester 1994 als Diplomarbeit an der Universität Eichstätt, Abteilung München im Fach Gemeindepastoral eingereicht.

<sup>3</sup> Rückwirkend wünschen sich 85% eine bessere psychologisch-seelsorgerliche Ausbildung, knapp 50% eine bessere Ausbildung in organisatorischen und Verwaltungsfragen. Nur jeweils 30% schlagen die Vertiefung der akademisch-theologischen bzw. der spirituellen Dimension vor. Als mit Abstand beliebteste Fächer rangieren die beiden exegetischen Disziplinen AT und NT (44 bzw. 34 Nennungen) weit vor der nächsten Platzierung Psychologie (13).

<sup>1</sup> Die Bezeichnung „Gemeindefereferenten“ wird durchwegs inklusiv gebraucht.

<sup>2</sup> Zuvor war in einem Testlauf unter ausgewählten Personen der Fragebogen mehrfach verändert wor-